

3.) In der unaussprechbaren Herrlichkeit des Sternhimmels war irgendwie Gott gegenwärtig. Zugleich aber wusste ich, dass die Sterne Gaskugeln sind, aus Atomen bestehend, die den Gesetzen der Physik genügen. Die Spannung zwischen diesen beiden Wahrheiten kann nicht unauflöslich sein. Wie aber kann man sie lösen?

Ja, wie kann man sie lösen, die Frage nach Gott? Die Frage, die in ihren Grundzügen beinahe alle Teile der Philosophie berührt – von der Anthropologie bis hin zur Ethik – und die doch aus erkenntnistheoretischer Sicht vom Menschen wahrscheinlich nie zufriedenstellend gelöst werden kann. Obwohl Menschen seit frühesten Tagen in der Metaphysik eine Stütze fürs Leben fanden und ein Gott oder mehrere Götter in vielen Kulturen nicht nur bekannt sind, sondern als omnipräsent empfunden werden, scheint sich dieses Phänomen doch nur schwer mit den Naturwissenschaften vereinen zu lassen. Gerne werden Meinungen von populären Wissenschaftlern wie Einstein oder Hawking zitiert, die in der genauen Abstimmung der Naturgesetze göttliches Werk erkennen wollen, weil erst durch ihre exakte Konstellation Leben möglich wird. Wir sollen uns glücklich schätzen, so ihr Plädoyer, dass Gravitationskonstante, Planck'sches Wirkungsquantum und all die anderen Naturgesetze unser Universum in genau der Ausprägung bestimmen, wie es der Fall ist. In ihnen müssten wir die grundlegende Bedingung für unsere Existenz oder – wer gerne möchte – Gott erkennen.

Aber sind damit bereits alle Facetten des Gottes oder der Götter beschrieben, die doch im Leben des Gläubigen die unterschiedlichsten Funktionen erfüllen? Wahrhaft gläubige Menschen würden wahrscheinlich verneinen. Dass es mehrere Gründe gibt, warum der Mensch Gottesvorstellungen entwickelt, ist bekannt: Da wäre vordergründig das Bedürfnis, die Welt und alles Unbekannte zu erklären, verständlich zu machen und zu ordnen. Da die Religion in diesem Punkt weitgehend von den Naturwissenschaften abgedrängt wurde und ich versuchen möchte, in einem naturwissenschaftlichen Weltbild Platz für göttliche Prinzipien zu finden, sollen die Naturwissenschaften nicht durch Religion in Frage gestellt werden. Worauf ich mich beschränken möchte, sind die Fragen, die den Zuständigkeitsbereich der Naturwissenschaften überschreiten und also Raum lassen für religiös-philosophische Erklärungsansätze. Einerseits wäre da die Frage nach der Stellung und dem potentiellen Sinn der Menschheit – also Grundprobleme der Anthropologie – wie auch die Frage nach einem einheitlichen Wertecodex, der in ethischen Belangen herangezogen werden darf.

Will sich der Mensch selbst definieren, so geschieht dies meist in Abgrenzung zu Tieren durch Betonung seiner Vernunft. Dem voran geht aber die Fähigkeit der Erkenntnis und der

Reflexion über die Welt außerhalb seines eigenen Wesens, die er in mehr oder weniger komplexer Weise mit anderen Lebewesen teilt.¹ Es wäre absurd, Tieren selbst grundlegende kognitive Fähigkeiten abzusprechen, zumal als gesichert gilt, dass der Mensch sich aus einer langen Reihe tierischer Vorfahren entwickelt hat. Übernimmt man Kants Vorstellung der transzendentalen Differenz, so müssen auch Tiere die „Bedingung der Möglichkeit der Erkenntnis“ zumindest bis zu einem gewissen Grade erfüllen. Worin sich der Mensch von ihnen unterscheidet – und dies ist auch aus naturwissenschaftlicher Sicht das einzige Kriterium – ist der Erkenntnishorizont, also der Umfang der Objekte, die erkannt werden können. Dem Menschen ist es möglich – und wahrscheinlich ist er damit alleine in „Gottes Garten“ auf Erden – selbst über eigene Gedanken zu reflektieren. Dass diese kognitiven Fähigkeiten einen unglaublichen evolutionären Vorteil bedeuten, liegt auf der Hand und schlägt sich in demographischen Entwicklungen nieder – später soll darauf noch einmal eingegangen werden.

Die Fähigkeit des Reflektierens und Denkens ist gegenüber der unbelebten Natur sicherlich eine Ausnahmererscheinung. Bevor man aber eine potentielle Rolle Gottes miteinbezieht, kann aus dieser Situation der Erkenntnisfähigkeit die Brücke zur Ethik geschlagen werden. Reflexion bedeutet in ihrer einfachsten Form nichts anderes, als von einem realen Ist-Zustand (der in der Welt erkannt wird) auf einen für das Individuum optimalen Soll-Zustand zu schließen. Mit der Fähigkeit zur Reflexion entsteht also zwangsläufig auch *Wille*, ein, wie ich meine, ganz entscheidender Begriff der Philosophie. Wille ist die Motivation jedes reflektierenden Wesens, die Welt um sich zu formen und zu verändern. Und Wille ist auch der zentrale Schlüsselaspekt der Ethik: Jedes Individuum hat Bedürfnisse, die es in größtmöglichem Umfang zu befriedigen versucht. Auf kognitiver Ebene macht sich befriedigter oder unbefriedigter Wille unmittelbar durch Emotionen bemerk- und erfahrbare. Während der Wille die *motion* an sich ist, also ein Beweggrund, resultiert daraus in unmittelbarer Art und Weise die *emotion*, die dem reflektierenden Wesen seinen Willen (der mitunter nicht bewusst ist) erst so richtig vor Augen führt und dem es sich im Regelfall nicht zu entziehen vermag.

Mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung von Willen muss es aber natürlich zwangsläufig zu Konfrontationen kommen, wenn sich zwei gegensätzliche Willen gegenüberstehen. Hier setzt die Ethik an, die versucht, Gerechtigkeit und Ordnung in sich widersprechende Bedürfnisse zu bringen. Als Schlüsselidee darf Kants Kategorischer Imperativ herangezogen werden, den viele Kulturen unabhängig voneinander in ähnlicher Weise formuliert haben: „Handle

¹ Ich möchte es als vorausgesetzt betrachten, dass der Mensch wie auch das Tier bis zu einem gewissen Grad in der Lage ist, die Welt um sich herum zu erkennen. Dass es schwierig ist, gegen radikalen Solipsismus mit Gedankenexperimenten wie dem oft zitierten „Gehirn im Tank“ zu argumentieren, ist klar. Dies würde den Umfang des Essays übersteigen.

stets nach der Maxime, von der du wollen kannst, dass sie allgemeines Gesetz werde.“ Ziel ist also, bewusst auf den Willen anderer einzugehen und nur nach Befriedigung eines spezifischen Willens zu streben, wenn er andere nicht in ihrer Freiheit einschränkt, wobei Freiheit in diesem Zusammenhang die Möglichkeit meint, den eigenen Willen umzusetzen. Schon in Kants Definition tut sich aber ein grundlegendes Problem auf: „Handle stets nach der Maxime, von der du *wollen* kannst...“ Wille ist stets subjektiv und somit keine Tatsache, einen *wahren* Willen zu finden, ist nicht möglich. Auch jeder Einzelne bewertet seine Willen stets unterschiedlich, womit ein weiteres wichtiges Stichwort gefallen ist: Dem Willen, Nahrung aufzunehmen, um zu überleben, wird beispielsweise meist höherer *Wert* beigemessen, als dem Bedürfnis, am Wochenende in New York shoppen zu können. Diese Wertehierarchie, die in ihren Grundzügen in der Maslowschen Bedürfnispyramide Niederschlag findet, wird im Detail aber von jedem Einzelnen selbst gebildet. Während das Bedürfnis nach Transzendenz, also nach einem Gott, bei Maslow ganz oben an letzter Stelle steht, sind religiöse Fundamentalisten immer wieder bereit, sogar für die Religion zu sterben. Von solchen Fundamentalisten umgesetzt, würde der Kategorische Imperativ zu gänzlich anderen, und nach unserem Verständnis nicht ethischen Konsequenzen führen, ohne dass aber der Kategorische Imperativ verletzt werden würde. Um einen Extremfall zu bemühen: Selbst wenn ein Selbstmordattentäter andere Menschen mit in den Tod zieht, würde er ethisch korrekt handeln, wenn er tatsächlich und uneingeschränkt *will*, dass der Tod für die Religion „allgemeines Gesetz“ würde.

Jede Ethik, ob teleologisch oder deontologisch, und also auch der Kategorische Imperativ ist an einen grundlegenden Wertecodex gebunden, um funktionieren zu können. Dieser ist aber stets abhängig von der Kultur und hier insbesondere von der Religion, die für sich in Anspruch nimmt, die *wahren Werte* zu kennen. Selbst Kant verzichtet in der „Kritik der praktischen Vernunft“ nicht auf Gott, dessen Existenz er annimmt, obwohl er sie nicht beweisen kann. Hierin liegt also eine wichtige Funktion Gottes: Gott, um die (eigenen) Werte zu rechtfertigen, die anders niemals vollständig gerechtfertigt werden könnten. Aber auch auf Gesellschaften übertragen, ist es von zentraler Bedeutung, eine mehr oder weniger einheitliche Wertegrundlage (ungerechtfertigt) hinzunehmen. Zu Konflikten kommt es, wenn sich Werte und Bedürfnisse widersprechen.

Aus dieser Sichtweise wird auch verständlich, warum die meisten Gottesvorstellungen stets den Menschen gleichen, die an sie glauben: Als der Mensch in der Natur lebte, glaubte er an Naturgötter; als der Mensch begann, Häuser zu bauen, bekamen auch Götter Tempel. Die Griechen übertrugen selbst körperliche Ideale auf ihre Götter und kriegslustige Germanenstämme setzten ihren Kriegsgott an die oberste Spitze. Um die Werte der jeweiligen Men-

schen zu rechtfertigen, schufen sie Götter, in ihnen findet sich eine Gesellschaft wieder. In letzter Konsequenz bedeutet dies aber, dass Götter nichts anderes als menschliche Konstrukte sind, große Vaterfiguren, wie Freud sie nannte.

Aber was ist, wenn man tiefer fragen möchte? Wenn man göttliche Prinzipien jenseits der Menschen suchen möchte? Man kommt vielleicht weiter, wenn man einander diametral gegenüberstehende Werte bewusst aufeinander prallen lässt:

Selbst wenn man nach bestem Wissen und Gewissen ethische Grundsätze einzuhalten versucht, so ist eine Welt, in der alle Bedürfnisse nach gleichen Werten geordnet werden, eine Wunschvorstellung. Dies müsste, wie eingangs erwähnt, auch auf das Tierreich und im extremsten Fall vielleicht sogar auf die Pflanzenwelt ausgedehnt werden: Jedes Wesen, das zu Willen fähig ist, müsste in ethische Überlegungen miteinbezogen werden. Es wäre nicht mehr gerechtfertigt, Tiere zu töten, um ihr Fleisch zu essen, da der Existenzwille des Tieres dem menschlichen Bedürfnis nach fleischlicher Nahrung übergeordnet werden müsste. Aber auch unter Menschen wäre nicht gerechtfertigt, den eigenen Kindern zu erlauben, sich satt zu essen, bevor nicht alle anderen Kinder der Welt genug Nahrung hätten. Was also notwendig ist, ist eine unterschiedliche Fokussierung ethischer Überlegungen auf verschiedene denkende und wollende Wesen. Im Zentrum steht dabei im Regelfall – und dies muss als gerechtfertigt betrachtet werden – die eigene Person, danach kommen Familienangehörige, Volksangehörige, Angehörige der eigenen Art und letztendlich alles Lebende in seiner Grundgesamtheit. Diese Bewertung rechtfertigt nicht reines egoistisches Handeln, aber es gibt den eigenen Werten gegenüber anderen einen gewissen Vorzug.

Ähnlichkeiten dazu finden sich in der Ethik von Schopenhauer, die Egoismus als grundlegendes Handlungsmotiv definiert. Schopenhauer erkennt aber vor allen Dingen auch, dass nicht alle Handlungen auf Egoismus zurückzuführen sind - „Mitleid“ erklärt ihm zufolge die übrigen Phänomene, die ihren Ursprung nicht in Egoismus finden. Dieses Mitleid ist nichts anderes, als die Wiederfindung des eigenen Wesens in anderen. Letztlich versucht man (und diese Einstellung teilen alle Lebewesen), dem eigenen *Wesen* förderlich zu sein, egal, ob dies an der eigenen Person geschieht, an den eigenen Kindern oder an der eigenen Art im Allgemeinen.

Anders als Schopenhauer sehe ich an diesem grundlegenden Bestreben, dem eigenen Wesen förderlich zu sein, nichts Pessimistisches oder Schlechtes. Die moderne Evolutionsbiologie basiert auf genau diesen Überzeugungen, die als naturgeschaffen betrachtet werden müssen. Denn letztlich bedeutet dieser latente Wettstreit um die Befriedigung des eigenen Willens, der aller Ethik zum Trotz stets präsent ist, eine ständige Entwicklung, eine Entwicklung, die re-

flektierende Wesen wie den Menschen hervorgebracht hat und die in einem Universum, das beständig nach Unordnung strebt, kleine Subjekte erzeugt, die sich dieser Unordnung widersetzen. Nach physikalischer Definition ist Leben nichts anderes als ein „sich selbst organisierendes, dissipatives Ungleichgewichtssystem“ in Bezug auf seine Umgebung, ein System also, das aus sich heraus beständig nach Weiterentwicklung und Abgrenzung gegenüber der leblosen Materie bestrebt ist. Während die Entropie als physikalische Größe der Unordnung im Universum ständig zunimmt, ist Leben das Musterbeispiel eines geordneten Systems inmitten der überwältigenden Unordnung. Ein System, das über sich selbst und sogar die Reflexionen seiner selbst reflektieren kann, das in der Welt einen Sinn zu erkennen vermag und nach Befriedigung seines Willens Glück empfindet. Von einem Standpunkt außerhalb lebender Wesen betrachtet (z.B. in den Augen eines Gottes) mögen diese Phänomene wertlos sein, es ist fraglich, ob Lebewesen überhaupt über einen freien Willen verfügen und damit ihre Umgebung zu beeinflussen vermögen. Doch ein solcher Standpunkt außerhalb unserer selbst ist nicht legitim, solange wir nicht sicher von der Existenz eines Gottes wissen.

Es ist dieser unwahrscheinliche Sprung vom Unbewussten zum Bewussten, vom Toten zum Lebendigen, in dem meiner Meinung nach ein göttliches Prinzip erkannt werden kann. Es hat sich damit eine Welt in der Welt aufgetan, mit Werten und Phänomenen, die zuvor nicht existiert haben. „*In der unaussprechbaren Herrlichkeit des Sternhimmels war irgendwie Gott gegenwärtig.*“ schreibt Weizsäcker. Er war gegenwärtig in dem Moment, in dem der Sternenhimmel als unaussprechbare Herrlichkeit empfunden wurde.